

Gott als Kontingenznegation

Sprachlogische und systemtheoretische Bedingungen negativer Theologie

Johann Ev. Hafner, Potsdam

(1) Ob eine Theologie negativ wirkt, hängt davon ab, in welchem Umfeld sie betrieben wird. Die christliche Gottesrede der frühen Kirche wurde von den Zeitgenossen bereits als Atheismus, schlimmer noch, als komplette Verweigerung der göttlich, geschuldeten Verehrung (asebeia, Unfrömmigkeit, Pietätlosigkeit) geahndet. Das war damals ein Straftatbestand, nicht wegen des Glaubens an falsche Götter, sondern wegen einer Theologie, die es verbot, Geschichten von Göttern (dei) und vergöttlichten Personen (divi) zu erzählen. Das Christentum setzte sich in einer Zeit durch, in der die Rede von Gott eine allgemein-gesellschaftliche Voraussetzung war. Die Reduktion auf den einen unsichtbaren, unaussprechlichen Gott, von dem man einzig und allein über einen Mensch gewordenen Sohn weiß, musste als negative Theologie im Vollsinn des Wortes empfunden werden.

(2) Völlig anders die Lage im 20. Jahrhundert. Die entfaltete Moderne handelt und empfindet, als ob es Gott nicht gäbe. Die Vorgänge in der Psyche, im Kosmos, in der Gesellschaft organisieren sich wie von selbst. Der Wunsch, einen handelnden Gott darin zu finden, kann als pathologisches Verhalten diagnostiziert werden, sei es als individuelle Pathologie (Freud) oder als soziale (Marx). Auch wenn das religionskritische Pathos des 19. und 20. Jahrhunderts verflogen ist, hat sich diese Sicht stabilisiert. Denn die Systeme der modernen Welt laufen auch ohne Gott. Das Rechtssystem benötigt ihn nicht mehr als Garant überzeitlicher Gerechtigkeit, das Politiksystem kommt auch ohne eine höchste Gewalt aus, welche die irdischen Machthaber autorisiert, das Medizinsystem funktioniert ohne Annahme von wundersamen Heilungen, das Wissenschaftssystem definiert sich geradezu als Erkenntnis ohne Gotteshypothese (etsi deus non daretur). „Gott“ ist also weder zur Erklärung noch zum Funktionieren der modernen Abläufe notwendig. Auch wenn das Interesse an Religion in den letzten Jahrzehnten wieder zugenommen hat, muss man dennoch von einem Ausfall der religiösen Erfahrung ausgehen. Vom

Christentum wurde der Ausfall der selbstverständlichen Gegebenheit des Göttlichen als Anzeige der Herrlichkeit Gottes selbst gedeutet. Es zeige sich darin, dass Gott nicht nur ein Gegenstand neben anderen sei, sondern sich gerade als der Unverfügbare offenbare. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist die Religionsphilosophie Bernhard Weltes. Er schrieb eine Phänomenologie der Gottlosigkeit in theologischer Absicht. Die Erfahrung des Nichts sei keine nichtige Erfahrung, sondern der Ansatzpunkt zeitgemäßer religiöser Rede.¹ Gerade in der Moderne gähnt der Abgrund, dass es „mit allem nichts sei“. Das Nichts offenbart sich in zweideutiger Gestalt, als leere Stille und zugleich als erfülltes Schweigen. Zwar gebe es keinen zwingenden Schluss vom „Nicht des Lichts“ auf das „Licht des Nichts“, aber die Nichterfahrung biete eine ausgezeichnete Möglichkeit, dass sich der überkategoriale „göttliche Gott“ zeige. Bei aller Suggestionskraft der Texte Weltes bleiben seine Ausführungen zu stark an den lebensweltlichen Bereich des Einzelnen gebunden (Tod, Schuld, Verzweiflung). Aber: Müssen wir nicht akzeptieren, dass religiöse Erfahrung weiträumig verloren gegangen ist und kann man nicht dennoch die religiöse Rede weiter führen? Wir greifen hierfür Luhmanns strikte Trennung von religiösem Bewusstsein und religiöser Kommunikation auf. Die negative Theologie kann als Angebot der Tradition gesehen werden, sinnvoll von etwas zu *sprechen*, was jenseits der Erfahrung, aber in der Sprache liegt. Man halbiert die negative Theologie, wenn man sie als theologische Methode zur Aussagbarkeit vergangener oder zukünftiger Gotteserfahrungen betreibt. Auch der, welcher nie die Gnade der Gottesbegegnung erhält, muss von Gott sprechen dürfen. Die postliberale Dogmatik um G. Lindbeck hat das Verhältnis umgedreht: Religiöse Rede befähigt erst, aus den vielen Erfahrungen, die einem Menschen widerfahren, die spezifisch religiösen als solche zu identifizieren. Deshalb soll es im Folgenden vor allem um die Beschreibung einiger Bedingungen negativen theologischen Sprechens gehen.

(3) Tatsächlich hat die christliche Theologie der letzten Jahrzehnte auf die Defunktionalisierung religiöser Erfahrung mit einem Rückgriff auf Traditionen der negativen Theologie reagiert.

¹ Vgl. Welte, Bernhard, Das Licht des Nichts. Von der Möglichkeit neuer religiöser Erfahrung, Düsseldorf 1980, neu ediert in: Welte, Bernhard, Gott und das Nichts. Entdeckungen an den Grenzen des Lebens, hg. v. Zaborowski, Holger, Frankfurt 2000, 27–87; zum Umkippen der Ambivalenz in Evidenz vgl. Hafner, Johann Ev., Weltes Metaphorik vom „Seindürfen“. Eine Längsschnittlektüre seines Werkes, in: Enders, Markus/Zaborowski, Holger (Hg.), Phänomenologie der Religion. Zugänge und Grundfragen, Freiburg/München 2004, 495–510.

Das lag nahe und konnte als Selbstreinigung von wuchernden dogmatischen Bestimmungen gerechtfertigt werden. Im Zuge dieser Bewegung wurden viele eurozentrische, geschlechtsspezifische oder unnötig anthropomorphe Bestimmungen diagnostiziert. Der Gewinn eines weniger festgelegten Gottesbegriffes liegt sicherlich in der neu gewonnenen Möglichkeit zum interreligiösen Gespräch. Solange man Ballast abwerfen kann, fühlt man sich leichter und lebt eine Weile von den emanzipatorischen Neuheitseffekten. Aber was ist Ballast und wann beginnt man, das eigene Schiff abzubauen? Die Tendenz zur negativen Theologie hat innere Grenzen zu wahren. Theologie darf sich nicht so weit entkernen, dass sie unfähig wird, ihre Hauptaufgabe wahrzunehmen: die Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz. Wo sie verloren geht, kann sich religiöse Rede als solche nicht mehr von anderer (künstlerischer, wissenschaftlicher etc.) Rede unterscheiden und verdunstet in Phantastik oder Weltverschönerung.

(4) Im Folgenden sollen einige Bedingungen für 1. negierende Prädikate, 2. negierende Prädikationen, 3. negierende Aussagen und 4. negierende Aussagenkonstellationen oder „Codes“ durchgeführt werden. Ziel ist es, die Reichweite und die Vielfalt von Negationen zu sichten. Der letzte Abschnitt steht unter der These, dass religiöse Rede nur so lange funktioniert, wie sie die eigene Unterscheidung für nichtnegierbar hält. Diese Grenze des Negierens wird mit der Formel „Gott“ bezeichnet.

1. Prädikatenlogische Bedingungen

(5) Texte der negativen Theologie bleiben unscharf, wenn sie nicht zwischen den verschiedenen Formen des Negierens unterscheiden. Der Satz „Gott ist nicht endlich“ ist formallogisch eine Aussage, die eine Prädikation enthält. Während Aussagen durch syntaktische Kalküle, also durch Regeln der Symbolkombination definiert sind, werden Prädikationen durch semantische Kalküle beschrieben. Wenden wir uns zunächst der Prädikatenlogik zu. Der einfachste Fall ist die Zuschreibung eines positiven Prädikats an ein Subjekt „Gott ist endlich“. Das Prädikat ist Teil der Aussage, denn es qualifiziert das Subjekt, nicht die Aussage selbst. Negiert man, erhält man „Gott ist nicht endlich“. Hier zeigt sich bereits eine erste umgangssprachliche Vieldeutigkeit, denn es bleibt unentschieden, ob mit „nicht endlich“ das strenge kontradiktorische „nicht-endlich“ oder das weiter gefasste, konträre „unendlich“ gemeint ist. Wendet man vorschnell den Satz des ausgeschlossenen

Dritten an, wonach eine Eigenschaft entweder zugesprochen oder abgesprochen werden muss,² dann bleibt für die letztgenannte Bedeutung kein logischer Raum. Denn dann dürfte nur „s“ oder „nicht-s“ zutreffen, nie beide und nie keines. Dieses Gesetz gilt aber nicht in der Prädikatenlogik. Denn Prädikate enthalten, solange sie nicht in der strengerer Aussagenlogik vorab definiert werden, eine gewisse Unbestimmtheit. Dazu müssen wir unser Beispiel formalisieren: Die Negation von „Gott ist endlich“ kann auf zweierlei Weise dargestellt werden, entweder „Gott ist nicht endlich“ ($P \rightarrow s$) oder „Gott ist unendlich“ ($\neg P \rightarrow s$). Im ersten Fall wird die Zuschreibung einfach verneint, im zweiten Fall wird die Eigenschaft durch eine gegenteilige Eigenschaft „Unendlichkeit“ ersetzt. Prädikatsnegationen lassen also zunächst offen, ob die Prädikation oder das Prädikat negiert werden. Die erste Aufgabe der negativen Theologie liegt darin, zu unterscheiden, ob *Gott ein Prädikat nicht zugesprochen wird oder ob Gott ein negatives Prädikat zugesprochen wird*. Dies lässt sich nicht durch Analyse der logischen Operation feststellen, welche man in der Aussagenlogik vornimmt, vielmehr benötigt man dazu eine Analyse der inhaltlichen Wertigkeit einer Eigenschaft. Jede Prädikation lässt sich negieren, so dass jede Position ($P \rightarrow s$) in seine Negation ($P \rightarrow \neg s$) überführt werden kann, z. B. „Gott ist lebendig“ in „Gott ist nicht lebendig“. Damit ist aber kein inhaltlicher Fortschritt erreicht, sondern nur die Vermeidung inhaltlicher Festlegung.

(6) Anders verhält es sich bei der Negation des Prädikates ($\neg P \rightarrow s$) selbst. Manche Eigenschaften scheinen sich durch Negation zu steigern, manche nicht. Z. B. könnte „Gott ist un-lebendig“ als „Gott ist tot“ verstanden werden. „Endlich“ und „lebendig“ stammen beide aus dem Bereich des Geschaffenen, Begrenzten, und doch wenden wir ihre Negation auf Gott ganz unterschiedlich an. Ähnliches lässt sich für „mächtig“, „leidenschaftlich“, „wissend“, „mitleidend“, „personal“ sagen. Es wäre ein Zirkelschluss, wollte man die Eigenschaften dadurch sortieren, ob sie Gott angemessen sind oder nicht.³ Denn um Angemessenheit bestimmen zu können, müsste bereits bekannt sein, was „Gott“ bedeutet. Dies aber ist

² – ($P \rightarrow s$) $\wedge$ – ($\neg P \rightarrow s$). Es gilt nicht zugleich „Subjekt s wird Eigenschaft P zugesprochen“ und „Subjekt s wird Eigenschaft nicht-P zugesprochen“.

³ Nach Thomas von Aquin umfasst Gott alle Vollkommenheiten des Seins, weshalb er auch „lebendig“ und „glücklich“ genannt werden darf. In Gott bilden diese nomina aber keine Eigenschaften, sondern sind sein Sein. Gott ist das Leben. Vgl. Summa contra gentiles, 1,97f. Allerdings setzt diese Einschränkung voraus, dass man weiß, was im Sein perfekt ist; gilt es auch für perfekte Ruhe oder Unbeirrbarkeit?

Ziel und nicht Voraussetzung der Bestimmung. Sie darf also nicht vom Inhalt der Eigenschaft abhängen, sondern von der Art ihrer Verneinung. „Endlich“ wird in Bezug auf Gott nicht einfach zu „endlos“, sondern zu „unendlich“. Analog wird „lebendig“ nicht zu „leblos“, sondern zu „über-lebendig“, „mächtig“ nicht zu „machtlos“, sondern zu „all-mächtig“, „leidenschaftlich“ nicht zu „leidenschaftslos“, sondern zu „mehr als leidenschaftlich“, „personal“ nicht zu „unpersönlich“, sondern zu „dreipersonal“. *Das Subjekt „Gott“ wird also durch Negation bestimmt, aber nur dann, wenn die Prädikate superlativ und nicht privativ verwendet werden.* Räumt man diese Möglichkeit nicht ein, entleert man das Subjekt immer weiterer Bestimmungen, so dass am Schluss die religionskritische Frage berechtigt ist, was ein eigenschaftsloses höchstes Wesen noch von einem existenzlosen höchsten Wesen unterscheidet.⁴ Freilich verwenden die verschiedenen Religionen unterschiedliche inhaltliche Prädikate zur Bestimmung des höchsten Wesens⁵ oder ziehen die Grenze zwischen äußerlichen Eigenschaften und Wesensbestimmungen unterschiedlich,⁶ dennoch be-

⁴ Vgl. die klassischen Formen dieser Figur in Feuerbach, Ludwig, *Wesen des Christentums*, Stuttgart 1969, 59–71 bis zu Flew, Antony, *Theologie und Falsifikation*, in: Dalferth, Ingolf (Hg.), *Sprachlogik des Glaubens*, München 1975, 84–87.

⁵ Man kann die Religionsfamilien nach ihrer Prädikatsverwendung einteilen; je nachdem, ob das höchste Wesen personal oder unpersönlich ausgedrückt wird. Vgl. Hick, John, *The Real and It's Personae and Impersonae*, in: www.johnhick.org.uk/article/10.html (Zugriff 25.5.2006); ders., *Religion. Die menschlichen Antworten auf die Frage nach Leben und Tod*, München 1996, 274–320. Der Religionsvergleich zeigt, dass ein und dasselbe Prädikat auf unterschiedliche Weise verwendet wird, z. B. „personal“. Der vischnuitische Hochgott Krishna offenbart sich in einer Vision als Allperson, die in allen Wesen, in allen Dingen, allen Lebewesen, allen Göttern weilt (und damit auch im Visionsempfänger!), er zeigt sich als der eine und einzige, allinklusive Herr „vischv'schvara“ (Gita 11,16). Weil das Absolute kein bestimmtes Wesen besitzt, manifestiert es sich in unendlich vielen Erscheinungen. Dennoch schwimmt Krishna nicht in Unterschiedlosigkeit zu einem formlosen Eins, sondern bleibt präzifizierbar, und dies in gesteigertem Maße. Die Vielfalt der Erscheinungen garantiert, dass Krishnas „ewige Seele“ und seine personalen Züge (*sanatanas puruso*, vgl. Gita 8,8; 10,22; 11,3; 15,17) nicht auf eine selbsthafte Individualität hin zugespitzt werden. Der Prädikatengebrauch funktioniert hier negativ, indem Bestimmungen inflationär vervielfacht werden. Eingegrenzt wird der Prädikatengebrauch je nach der Abstraktionskraft der Gläubigen: Für die Krieger offenbart er sich als Held, für die Weisen als Weiser, für die Götter als Gott. Jede Stufe muss dann ihre eigene negative Theologie treiben.

⁶ Im Islam werden die Eigenschaften Gottes allenfalls für die Verehrung Allahs zugelassen, um seine Transzendenz nicht zu gefährden. Auch die geoffenbarte Wesensbestimmung der „Einzigkeit“ Gottes wird nur als Ehrenprädikat ausgesagt. „Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen. Sprich: Er ist Gott, ein Einziger (ya ahad), Gott, der Undurchdringliche. Er hat nicht gezeugt, und er ist nicht gezeugt worden, und niemand ist ihm ebenbürtig.“ (Qur'an 112,1–4). Der Ursprung für die Einheit (*tawhid*) war die Einheitlichkeit Gottes. Sie wurde als Kompaktheit, Nicht-

schränken sich die großen Volksreligionen nicht darauf, nur Prädikationen zu negieren, sondern benutzen stets auch die Möglichkeit, negierte Prädikate zuzusprechen.

(7) Wenn aber alle Prädikate unterschiedslos aussagekräftig wären, würde dies die Möglichkeit inhaltlicher Näherung gefährden. Deshalb müssen religionsintern die Prädikate nach ihrer Tauglichkeit gestuft werden. Im Christentum geschieht dies aus dogmatischen Gründen (Menschwerdung Gottes) über die Anthropozentrik. „Liebend“ und „wissend“ eignen sich besser als Eigenschaften aus dem organischen Bereich „wachsend“ oder „schwer“. Je anthropomorpher ein Prädikat, desto weniger ist es nur Gleichnis („Gott ist wie ein Baum“ oder „Gott ist wie ein Fels“), und desto eher ermöglicht es eine zutreffende Prädikation. Die Theologie hat aber zu- und absprechende Prädikationen, die näherungsweise Gott bestimmen, von sehr genauen Selbstprädikationen Gottes (Offenbarung des Gottesnamens, Vater-Anrede durch den Gottessohn) unterschieden. Letztere erhalten als Namen einen anderen theoretischen Status und werden daher unter der Funktion der Kontingenzformel behandelt (s.u.).

2. Prädikationslogische Bedingungen

(8) Innerhalb der Prädikatenlogik muss neben dem Prädikatsgebrauch noch die Art und Weise des Präzifizierens selber unterschieden werden. Nehmen wir noch einmal als Beispiel die Affir-

differentiertheit (*musmat*) verstanden (vgl. van Ess, Josef, *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert Hidschra* 4, Berlin 1997, 367). Früh setzt die Reflexion ein, wie ein derart kompaktes Wesen dann noch mitteilungsfähig sein kann. Die Einheit darf nicht mit Autismus Gottes bezahlt werden. Dennoch bestritt die islamische Theologie der ersten Jahrhunderte in Folge der Einheitsbetonung, dass sich Eigenschaften benennen ließen. Alles, was man von Allah sagen könne, sind aposteriorische Prädikate, die sich aus den Tätigkeiten Gottes im Koran ergeben, z. B. „Gott hört“, also ist er „der Hörende“. So sammelte man 99 Namen (in anderen Traditionen 360 oder 1001). Vgl. ebd. 428–430. Dies ging so weit, dass die Namen der Einheit eingefügt und so zu ungeschaffenen Namen wurden, ähnlich dem Ausdruck Allah selbst. Dieses Verfahren fand seine Grenze bei der Existenzlosigkeit. Selbst wenn man von Gott gar nichts aussagen und nur „Allah“ anders aussagen wollte, so muss man doch bestimmen können, dass er ist, ein Seiender ist. Eine zweite Grenze zeigte sich, die unserer Betrachtung der Prädikatenlogik entspricht. Zwar können die Attribute nicht mit Allah identisch sein (das wäre Beigesellung, Götzendienst), aber sie dürfen doch nicht ganz äußerlich sein (das wäre Lästerung des Korans). Das Wort „mächtig“ (*qadir*) z. B. muss aussagekräftig und göttliches Handeln muss anwendbar bleiben. Das heißt, es wird neben seiner privativen Bedeutung (nicht mächtig wie ein Herrscher mächtig ist) dennoch superlativ verwendet (mächtiger als jeder Herrscher mächtig ist).

mation „Gott ist personal“. Ihr entspricht die Negation „Gott ist nicht personal“ (bzw. wie oben gezeigt zu „Gott ist a-personal/ Gott ist all-personal“). Formallogisch müsste immer einer der beiden Fälle, Affirmation oder Negation, zutreffen. Dennoch gibt es Fälle, in denen eine dritte Möglichkeit eintritt. Behauptet jemand „Die Schreibmaschine auf diesem Tisch ist kaputt“, kann man formal diese Aussage bestätigen („Ja, sie ist kaputt“) oder verneinen („Nein, sie ist in Ordnung“) oder man muss gegebenenfalls die gesamte Aussage negieren („Auf diesem Tisch steht keine Schreibmaschine“).⁷ In Fällen, in denen es nicht möglich ist, die Affirmation oder die Negation zu überprüfen, lässt sich nicht entscheiden, ob die Negation wahr oder falsch ist. Sie ist unbestimmt. „Neben der Möglichkeit, einem Subjekt ein [bestimmtes, J.H.] Prädikat zu- bzw. abzusprechen, ist noch der Fall zu betrachten, daß das betreffende Prädikat dem Subjekt weder zugesprochen noch abgesprochen wird.“⁸ Eventuell gilt also weder „Gott ist personal“ noch „Gott ist nicht personal“, wenn man die Negation auf die Aussage als Ganze anwendet „Es gilt nicht: Gott ist personal“. Gott lässt sich dann mit der Kategorie „Personalität/Apersonalität“ prinzipiell nicht bestimmen. Diesmal hängt es nicht von der Tauglichkeit der Kategorie ab, sondern von der Möglichkeit, Kategorien zuzusprechen. Den ersten Fall nennt die Logik innere Negation „ $P \nrightarrow s$ “, der – wie wir gesehen haben – auch die Form „ $P \rightarrow \neg s$ “ annehmen kann. Den zweiten Fall nennt man äußere Negation: $\neg (P \rightarrow s) \wedge \sim (P \nrightarrow s)$ bzw. $\sim (P \rightarrow s) \wedge \sim (\neg P \rightarrow s)$.⁹ Prekär wird diese Unterscheidung bei der Anwendung des Prädikats „seien“, das die klassische Metaphysik eben nicht unter die Eigenschaften zählt, sondern unter die Wesensaussagen, denn nur Seien dem könne man etwas zuschreiben. Von daher müsse man dieses subjektskonstituierende Prädikat gesondert behandeln. Diese Kritik wird prädikatenlogisch durch die äußere Negation bereits antizipiert. Denn ob etwas ist oder nicht ist, wird nicht auf der Prädikatsebene entschieden, sondern auf der Ebene der Prädikation.

(9) Mit dem Fall, dass die Aussage als ganze unbestimmt ist, müssen vor allem Religionen rechnen, denn sie gehen davon aus,

dass Gott das zunächst Unbestimmbare ist, dass aber gleichzeitig Bestimmungen an ihm vorgenommen werden können. Luhmann hat dies als Grundfunktion des Religionssystems definiert: Bestimmung des Unbestimmten.¹⁰ Religionen halten Gott nicht für grundsätzlich unbestimmbar. Ansonsten bliebe der theologischen Arbeit nur übrig, den Satz „Gott ist der Unbestimmbare“ auf ewig zu wiederholen. Aber von der puren Kontradiktion kann eine Religion nicht leben, die religiöse Funktion würde zusammenbrechen.¹¹ Vielmehr wird Gott als der unter den Bedingungen des Sprechers (hier, jetzt, in dieser Sprache, mit dieser Logik) Unbestimmte angenommen. Negative Theologie bearbeitet neben den beiden Fällen der inneren Prädikatennegation auch den dritten Fall der äußeren Prädikationsnegation. Sie hält der Religion vor, dass ihre Bestimmungsarbeit trotz aller inhaltlichen Fortschritte auch nicht zutreffen könnte. Insofern erinnert sie Religion immer an eine nicht zu schließende „Wahrheitslücke“, wie Frege es nennen würde. Das Zutreffen religiöser Sätze hängt von Bedingungen ab, die der Sprecher nicht kontrolliert und über die er deshalb nur in konditionaler Weise sprechen kann.¹² Das bedeutet nicht, dass die Inhalte der Aussage für umweltabhängig erklärt werden, wohl aber dass solche

¹⁰ Luhmann sieht darin das Merkmal jeglicher religiöser Kommunikation, die auf ein Problem von Systembildung überhaupt antwortet, nämlich die Kompensation von Selektivität. Solange ein System Unbestimmtheiten entlang der Systemgrenze „System = bestimmbar, Umwelt = unbestimmbar“ verteilen kann, ergibt sich noch kein Problem, weil alles eindeutig zurechenbar ist. Bearbeitbares gehört bereits zum System, Unerreichbares in die Umwelt. Erst beim Ansteigen des Komplexitätsgefälles entsteht eine Überforderung, die das System dazu zwingt, die Umwelt nach anwesenden Wirklichkeiten und abwesenden Wirklichkeiten zu unterscheiden. Religion kann also erst in einem Systemtyp entstehen, der fähig ist, sich und seine Umwelt anders als nur wirklich zu sehen, wo also die Möglichkeit gesehen wird, in der Systemumwelt den Überhang von Möglichkeiten gegenüber den gegebenen Wirklichkeiten abzugrenzen. „Religion hat demnach [...] für das Gesellschaftssystem die Funktion, die unbestimmbare, weil nach außen (Umwelt) und nach innen (System) hin unabschließbare Welt in eine bestimmbar zu transformieren, in der System und Umwelt in Beziehungen stehen können, die auf beiden Seiten Beliebigkeit der Veränderung ausschließen. Sie hat, mit anderen Worten, zu verantworten und tragbar zu machen, daß alle Typisierungen, alle Selbst-Identifikationen, alle Kategorisierungen, alle Erwartungsbildungen reduktiv verfahren müssen und widerlegbar bleiben. [...] sie spezialisiert im Laufe einer langen Geschichte ihre besonderen Anstrengungen auf Repräsentationen, die das Repräsentationsrisiko absorbieren.“ Luhmann, Niklas, Funktion der Religion, Frankfurt 1992, 26f.; Scholz, Frithard, Freiheit als Indifferenz. Alteuropäische Probleme mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns, Frankfurt 1982, 114–119.

¹¹ Rahner gibt zu Bedenken, ob noch der wirkliche Gott ausgesagt werde, wenn neben den eigentümlichen auch die relativen, die Menschen betreffenden Eigenschaften wie Treue oder Barmherzigkeit für unbegreiflich gesetzt werden. Vgl. Rahner, Karl, Die menschliche Sinnfrage vor dem absoluten Geheimnis Gottes, in: ders., Schriften zur Theologie 12, Zürich/Einsiedeln/Köln 1975, 111–128.

¹² Vgl. Hafner, Johann Ev., Gottes Benutzeroberfläche. Zur Funktion religiöser Ver-

⁷ Dieser alltägliche Fall ließe sich noch durch abstraktere Beispiele illustrieren: „Die Zahl Pi enthält eine Zahlenreihe von 1000mal 0“ oder „Auf einem Planeten im nächsten Sternensystem gibt es Leben“ oder „Am Ende der Zeiten wird der Messias wiederkommen“. In allen Beispielen ist die Verifikation logisch möglich, aber faktisch ausgeschlossen.

⁸ Wessel, Horst, Logik und Philosophie, Berlin 1999, 156.

⁹ „Während sich die innere Negation immer auf den jeweiligen logischen Operator bezieht, bezieht sich die äußere Negation nur auf Aussagen als Ganzes.“ (ebd.).

Sätze vom Zutreffen anderer Sätze abhängen. Deshalb können sie auch kontrafaktisch behauptet werden, müssen aber mit dem Vorbehalt zurechtkommen, dass sie relative Sätze bleiben. Damit stehen wir bereits in der Aussagenlogik.

3. Aussagenlogische Bedingungen

(10) Ein aussagenlogisches Problem der negativen Theologie liegt darin, dass sie annimmt, durch die Negation aller Prädikationen folge die Affirmation des unaussagbaren Höchsten. Ein Beispiel hierfür ist der frühe Augustinus. Er bestimmt Gott als den im höchsten Maße Seienden („qui summe est“¹³) und insofern als höchste Gehaltlichkeit. Dieser Gott ist nur zu erkennen, indem der Geist alle sinnlichen Eigenschaften und alle geistigen Bestimmungen wegdenkt.¹⁴ Nach dieser Abstraktion bleibt keineswegs bloße Ununterschiedenheit übrig (wie Plotins differenzloses *hen*), vielmehr zeigt sich Gott nun erst, wie er ist, nämlich Geist und Güte. Als solcher ist er dem menschlichen Geist verwandt, und als solchem lassen sich ihm auch anthropomorphe Regungen zuschreiben: Gott liebt, Gott richtet, Gott spricht. „Am Ende steht nicht die Verneinung, sondern das Erfassen des Guten, durch das alles gut ist und das für uns als Inbegriff aller Beurteilungsregeln, als Maßstab für alles Sollen dient.“¹⁵ Die negative Theologie, in dieser Weise betrieben, erfüllt eine im Vollsinn des Wortes negative Funktion: Sie nimmt weg, was wahres Erkennen ablenkt oder behindert. Aber sie hält vor dem Höchsten inne. Dieser ist nicht die Unerkennbarkeit schlechthin, sondern der Grund von Erkennen, der im höchsten Maße erkennbar ist. Gott zeigt sich dem unverstellten Verstand.

sprechen, in: Roth, Peter u. a. (Hg.), *Die Anwesenheit des Abwesenden. Theologische Annäherungen an Begriff und Phänomen der Virtualität*, Augsburg 2000, 57–82.

¹³ *De natura boni* 19.

¹⁴ Das erste Buch der Antike, das den Begriff „religio“ im Titel führt, *De vera religione* besteht aus nichts anderem als aus dem stufenweisen Aufstieg aus der Sinnlichkeit in die Geistigkeit zu Gott.

¹⁵ Flasch, Kurt, *Augustin. Einführung in sein Denken*, Stuttgart 1994, 303. Bekanntermaßen kontrastiert Flasch diesen neuplatonischen Zug in Augustins Denken gegen die angeblich widersprüchliche Gnadentheologie des späten Augustin, die dessen Errungenschaften wieder zunichte mache. Auch Thomas teilt den Optimismus, dass sich die Erkenntnis des den Verstand übersteigenden Gottes durch eine Vielzahl von Verneinungen präzisieren lasse. „Und um so mehr nähern wir uns der Kenntnis (*notitia*) von ihm, je mehr wir durch unseren Verstand von ihm verneinen können (*congnoscendo quid non est*).“ *Summa contra gentiles* 1,14.

(11) Dieser neuplatonische Optimismus leidet an einer logischen Paradoxie. Solange man einseitig, d. h. stets auf der Seite der Negation beginnt, kann aus einer negierten Aussage jede beliebige Aussage folgen. Wenn $\neg P \rightarrow s$, dann gilt $Q \rightarrow s$ oder auch $\neg Q \rightarrow s$ oder auch $R \rightarrow s$ oder auch $\neg R \rightarrow s$ usw. Wenn man Gott die Personalität abspricht, folgt nicht zwangsläufig, dass er apersonal ist, mit gleichem Recht gilt auch, dass er menschlich oder welthaft oder nichtmenschlich oder nichtwelthaft ist. „Jede falsche Aussage impliziert formal-logisch Beliebiges. [...] Das Außerkraftsetzen aller denkbaren Aussagen kann deshalb nicht noch einmal eine formal-logisch oder syntaktisch sinnvolle Bedeutung haben. Falls sie doch eine – möglicherweise auch für die formale Logik – sinnvolle Bedeutung haben sollte, so kann diese jedenfalls nicht mehr innerhalb der formalen Logik, sie muß vielmehr in einer anderen Theorie [...] gefunden werden.“¹⁶

(12) Damit negative Theologie also nicht dem Paradox der materialen Implikation anheim fällt,¹⁷ darf man nicht asymmetrisch von einer Aussage aus auf den unaussagbaren Gott zusteuern. Stattdessen sollten mit einem symmetrischen Aussagenpaar begonnen werden. Dieses Paar erzeugt die Differenz, innerhalb derer Sätze über Gott möglich werden. Deshalb ist die Erstunterscheidung stets eine Differenz, kein Satz, keine Satzketten, kein Begriff. Diese Bedingung wird mit Niklas Luhmanns Theorie der Religion als eines binär codierten Systems erfüllt. Luhmann beschreibt alle ausdifferenzierten Systeme, also auch das Religionsystem, als eine Art Sprache, die sich voneinander über Codes unterscheiden. Codes sind nichts anderes als zweiwertige Aussagenkonkurrenzen. Mit ihrer Hilfe kann ein System erstens sich selbst definieren und zweitens seine Umwelt seligieren. Alles Vorkommende fällt unter eine der beiden Aussagen. Auf lebensweltlicher Ebene teilen wir die Welt in Gruppen ein. Wir setzen dabei eine Gesamtheit an Dingen voraus und ordnen die Dinge den Gruppen zu. Die Zuordnung erfolgt über Merkmalsähnlichkeit; die allgemeinsten Merkmale werden seit jeher „Kategorien“ genannt. Ihr philosophisches Problem ist die Nachträglichkeit, weil sie von den Dingen abgelesen werden. Solche Einteilungen stellen Gruppen fest, Codes aber stellen Gruppen her. Sie erst erzeugen den Unterschied, mit dem dann eingeteilt werden kann.¹⁸

¹⁶ Hochstaffl, Josef, *Negative Theologie. Ein Versuch zur Vermittlung des patristischen Begriffs*, München 1976, 161.

¹⁷ Vgl. hierzu Bochenski, Josef M., *Logik der Religion*, Köln 1968, bes. 72ff.

¹⁸ Vgl. Luhmann, Niklas, *Die Ausdifferenzierung der Religion*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 3, Frankfurt 1993, 259–357, hier: 271–275.

Das wird deutlich an der Ausschließlichkeit des Codes: Es gibt nichts, das nicht einer Seite zugeordnet werden könnte. Dagegen kennen Einteilungen auch Nicht-Zuordnungsfähiges. Zum Beispiel wird mit dem Himmel-Hölle-Schema die Erde als „Dazwischen“ erfasst, aber nicht eingeordnet. Es entscheidet sich also am Gebrauch, ob ein Gegensatzpaar einen Code darstellt, der immer binär ist, oder eine Einteilung, die auch zu einem Ternar oder zu anderen mehrwertigen Unterscheidungen erweitert werden kann. Wird Himmel-Hölle als Code und damit als konträrer-Gegensatz gebraucht, dann muss entschieden werden, ob die Erde der Himmel ist oder die Hölle. Codes geben die Anweisung zur Exklusion „dies oder das“. Duale ordnen subkonträr „dies und das“. Schlüsseln wir die Negationsmöglichkeiten genauer auf: Codes zwingen zur der Entscheidung nach der Form: Dies oder das? Oder-Fragen werden notwendig, wenn es mehr mögliche als wirkliche Alternativen gibt und ein Selektionsdruck besteht.¹⁹ Von allen nachträglichen Rationalisierungen sind die vorgängigen Strukturen zu unterscheiden. Diese bilden ein Gerüst, das festlegt, wie sich die Alternativen zueinander verhalten und wie viele Alternativen nach der Selektion zugelassen sind.

(13) Zwei Aussagen (p und q) können klassisch-logisch auf 16 verschiedene Weisen miteinander verknüpft werden. Das errechnet sich wie folgt: Vorausgesetzt, jede Aussage kann, weil sie einen Sachverhalt bezeichnet, zwei Werte annehmen (z. B. „wahr“ oder „falsch“), dann können beide Aussagen vierfach aufeinander bezogen werden: 1. beide wahr, 2. die eine wahr und die andere falsch, 3. die eine falsch und die andere wahr, 4. beide falsch. Diese vier Beziehungen (1.–4.) bilden 16 mögliche Konstellationen, da jede Beziehung wiederum „wahr“ oder „falsch“ sein kann, je nachdem, wie die beiden Ursprungsaussagen zueinander stehen.²⁰

¹⁹ Egal, ob die Wahl dezisionistisch getroffen wird (die Wahlkriterien werden nur aus den Wählenden bezogen) oder begründet (die Merkmale der Bevorzugung werden dem Auszuwählenden zugerechnet), sie überführt mögliche Möglichkeiten in wirkliche (verwirklichte) Möglichkeiten. Diese Rekonstruktionen können noch nach der Wahl vorgenommen werden. Meist ergibt sich erst im Verlauf des Prozesses, wie frei der Wählende ist, wie gut die Alternativen sind und wie beide einander beeinflussen.

²⁰ Zum Beispiel kann eine Konstellation folgende Verknüpfungen zulassen bzw. ausschließen:

dass 1. beide Aussagen wahr sind, kann eintreten: „ja“
dass 2. die eine (p) wahr und die andere (q) falsch ist, kann nicht eintreten: „nein“
dass 3. die eine falsch ist und die andere wahr, kann eintreten: „ja“
dass 4. beide falsch sind, kann eintreten: „ja“.

Diese Vierer-Konstellation **jnnj** wird Implikation genannt, mit dem „ $\rightarrow$ “-Zeichen abgekürzt, umgangssprachlich mit „wenn – dann“ (Wenn die Sonne scheint, dann ist es hell) ausgedrückt und in folgender Tafel dargestellt:

p	q	p verknüpft mit q ergibt
		– „ja“, wenn die Verknüpfung möglich ist, oder – „nein“, wenn sie nicht möglich ist ²¹
w	w	1 (j oder n)
w	f	2 (j oder n)
f	w	3 (j oder n)
f	f	4 (j oder n)

(14) Für die Suche nach Binarität „dies oder das?“, also die formalisierte Konkurrenz, lassen sich die Antwortkonstellationen eingrenzen: Die 16 denkbaren Möglichkeiten werden danach untersucht, ob sie die Ausgangskomplexität zu wenig oder zu stark reduzieren. Nach dieser Maßgabe fallen alle **1nn4** aus, da wenigstens eine der beiden Alternativen wahr sein muss. Konkurrenz entsteht, wenn auf Position 2 und 3 ein „ja“ steht, also „p wahr und q falsch sein kann“, und wenn gleichzeitig „p falsch und q wahr sein kann“. Aus den 16 Aussagenverknüpfungen interessieren demnach ausschließlich die vier Möglichkeiten mit **1jj4**. Das sind: **jjjj**, **njjj**, **njjn** und **jijn**. Wenn wir nun noch die Ergebniskonstellation **jjjj** ausscheiden, weil ihre Verknüpfungen unter jeder Interpretation wahr und damit tautologisch sind, bleiben noch **njjj**, **jijn** und **njjn**. Bei der Konkurrenz von zwei Alternativen, die ein

p	q	$p \subset q$
wahr	wahr	ja
wahr	falsch	nein
falsch	wahr	ja, denn man kann nach Sonnenuntergang auch elektrisches Licht anmachen
falsch	falsch	ja

Um einer Verwechslung vorzubeugen: In der ersten und zweiten Spalte stehen Wahrheitswerte von Aussagen, also die Beziehung eines Subjekts auf ein Prädikat ($P \rightarrow s$). In der dritten Spalte steht der Wahrheitswert von Aussagenverknüpfungen ($P_1 \rightarrow s_1$) $\wedge$ ($P_2 \rightarrow s_2$).

²¹ Für Position 1 heißt „ja“, dass p und q gleichzeitig wahr sein können. „Nein“ hieße, dass p und q nicht gleichzeitig wahr sein können. Für Position 2 heißt „ja“, dass p wahr und gleichzeitig q falsch sein kann. „Nein“ hieße, dass p gleichzeitig wahr und q falsch sein kann usw.

Code anbietet, ergeben sich demnach drei Möglichkeiten negativer Beziehung, die umgangssprachlich alle mit der Konjunktion „oder“ wiedergegeben werden:

- a) **njjn**: Immer eines ist wahr, nie keines und nie beide
= Kontradiktion
- b) **njjj**: Höchstens eines ist wahr, eventuell keines
= Exklusion/Kontrarität
- c) **jjjn**: Mindestens eines ist wahr, eventuell beide
= Disjunktion.

Welche davon wird in Codierungen von Funktionssystemen verwendet?²²

4. Codelogische Bedingungen

(15) Codes bestehen aus einem positiven und einem negativen Wert. Wert und Gegenwert bilden nicht zwei Hälften eines gemeinsamen Universums, sondern erzeugen sozusagen zwei Parallelwelten. *Alles* kann entweder unter dem Positivwert oder unter dem Negativwert gesehen werden. In theologischer Sprache: Jedes Ding kann als Geschöpf *Gottes* und als *Geschöpf* Gottes gesehen werden, jedes Ereignis kann als *kontingenter* Vorfall und als Vollzug der *göttlichen* Providenz gelten:

Wert | Gegenwert oder: Gegenwert | Wert

Rein formal ist nicht auszumachen, welche Seite „zuerst“ war und welche „nachträglich“ als Negation dazukam. Erst im Zusammenhang mit einer Kontingenzformel und in der Verwendung des Codes in Programmen (z. B. Dogmatiken) entscheidet sich, wo der Positivpol und wo der Negativpol liegt. Jener bietet Anschlüsse für Programmierungen, über den Negativpol kontrolliert man die Verwendung der Anschlüsse und schließt man das Nichtanschließbare aus. Daher verteilen sich die Funktionen ungleich:

²² Vorab: Codes sind Differenzgebilde, in denen alle drei Differenzen sozusagen als Abstandshalter vorkommen: 1. Die beiden Codewerte stehen zueinander in konträrem Gegensatz, z. B.: „Alles ist entweder transzendent oder immanent, eventuell kann Gott diese Differenz aber aufheben.“ 2. Gegenüber heterodoxen religiösen Systemen, z. B. Häresien oder anderen Weltreligionen, steht der Code in einem disjunktiven Verhältnis: z. B.: „Weil Gnostiker ebenfalls von Gott reden, aber auf andere Weise, sind sie zwar religiös, aber theologisch different.“ 3. Der gesamte Code steht in einem kontradiktorischen Verhältnis zu Codes anderer Systeme, z. B.: „In der Religion geht es um Gott, in der Justiz um Gerechtigkeit.“

Negation | Position fungiert als Abschlusspol | Anschlusspol.

In der Religion werden Codeseiten mit folgenden Werten besetzt:²³

Transzendenz | Immanenz.

(16) Sofort gerät man in das Paradox, dass der Blick von der einen Codeseite auf die andere diese unter Bedingungen stellt, die nicht mit Aussagen *einer* Seite ausgesagt werden können. Über Transzendentes kann man nur immanent sprechen, Transzendentes (z. B. Angelisches) denkt nur transzendent über Immanentes. Ausgeschlossen bleibt dann aber die Frage, wie es zur Unterscheidung der beiden Welten kam. Sie muss einfach vorausgesetzt werden. Formal: Die Codeseiten können sich gegenseitig in Aussagen abbilden, nicht aber die Aussagenkonstellation beschreiben. Der Negativwert dient also nicht dazu, den Gebrauch der Unterscheidung insgesamt zu reflektieren, sondern spiegelt nur die Verwendung der Gegenwert-Seite. Diese fundamentale Differenz zwischen Reflexion der Codewerte untereinander und Reflexion des Codes insgesamt wird in reflexiven Religionen berücksichtigt.

(17) Dies geschieht dadurch, dass die Codeseiten nicht komplett symmetrisch gesetzt werden, das wäre die kontradiktorische Differenz **njjn**, sondern dass mit konträrer Differenz **njjj** gearbeitet wird. Die Kontrarität kennt – wie wir oben gesehen haben – *drei* Zustände: Neben weder „p“ noch „q“ gibt es noch die Möglichkeit „weder p noch q“. Codes enthalten neben ihren Codewerten noch die Kontingenzformel, mit deren Hilfe das System seinen Code *als Einheit* behandeln kann. Das System erhält damit die Fähigkeit, die Differenz *für sich* als eine Einheit darzustellen. Es muss nicht vom positiven Codewert zum negativen Codewert springen, sondern kann mit Hilfe dieses – eigentlich nicht existenten – dritten Wertes das *crossing over*, das Kreuzen der Demarkationslinie | zwischen Affirmation und Negation, noch einmal beobachten. Von den Codeseiten aus gesehen, kann so die Möglichkeit mit eingerechnet werden, dass die Codierung als Ganze nicht zutrifft. Auf beobachtende Systeme angewandt, heißt das: Die Außenperspektive auf die eigene Perspektive, auf innen und außen, wird mit dem dritten Wert im konträren Gegensatz symbolisiert. Er steht für den blinden Fleck

²³ Für eine ausführliche Rekonstruktion der religiösen Codierung und der folgenreichsten Codierungsfehler siehe Hafner, J. Ev., Selbstdefinition des Christentums. Ein systemtheoretischer Zugang zur frühchristlichen Ausgrenzung der Gnosis, Freiburg 2003, 78–228, bes. 188ff.

der eigenen Beobachtung. Er ist logisch gesprochen das eingeschlossene ausgeschlossene Dritte, dialektisch gesprochen die Einheit der Differenz von Einheit und Differenz. Diese dritte Möglichkeit wird durch die Kontingenzformel symbolisiert und wird in der Religion als „Absolutes“ oder „Gott“ wiedergegeben.

Transzendenz | Immanenz
Gott²⁴

(18) Die Formel „Gott“ dient dazu, die Kontingenz der Verwendung des Codes (der Unterscheidung) zu absorbieren. Von ihm aus beobachtet sind die beiden einander kontingenten Seiten als Ganze notwendig. Aus einem unhinterfragbaren Ratschluss heraus hat er die transzendente Welt, den Himmel, und die immanente Welt, die Erde, erschaffen. „Gott“ ist weder transzendent noch immanent, er kann aber in der transzenten Welt (im Christentum das Motiv der Himmelfahrt und Höllenfahrt Christi) und in der immanenten Welt (das Motiv der Inkarnation und Inspiration) auftreten. Von anderen Systemen aus gesehen ist der religiöse Code nur einer unter anderen möglichen Codes. Religion wird selbst nicht-notwendig, kontingent. Um auf diese Negationsmöglichkeiten antworten zu können, bieten Kontingenzformeln eine Art Letztbegründung oder das Generalmotiv eines Systems.²⁵ Um Gottes Willen ist die ganze Religion da. Wer die Kontingenzformel hinterfragt, ist bereits „draußen“: Wer „Gott“ erklärt haben will, glaubt nicht. Kontingenzformeln dienen also im Hinblick auf andere Systeme zur Verbergung der eigenen Kontingenz mittels einer internen Notwendigkeit.

(19) Allen Formeln ist gemeinsam, dass sie die Gesamtheit der Kommunikationen im System *quasi von außen* umfassen. Kunst darf nicht nur Handwerk sein, es muss „noch etwas hinzukommen“. Alle Erziehungskniffe würden nichts nützen, wenn beim Schüler keine Lernfähigkeit (so die Formel des Erziehungssystems) vorhanden wäre. Alles Produzieren/Konsumieren hätte keinen Sinn, wenn nicht ein Sockel an Bedürftigkeit (Knappheit als ökonomische Formel) bestünde. Auf die Religion angewandt: Alle Rede von der

²⁴ Man könnte auch den dritten Begriff wie ein Vorzeichen vor eine Klammer schreiben: „Kontingenzformel (negativer Codewert | positiver Codewert)“, aber das erstgenannte Schema ist anschaulicher, weil es den gleichen Abstand zu beiden Codewerten darstellt. Das Dritte ist nicht ein weiterer Codewert, sondern eine andere Codeebene.

²⁵ Luhmann sieht in ihr geradezu eine Art Kurzkatechismus, „ja fast schon eine Gesamtformel für die religiöse Programmatik, die angibt, was im Verhältnis von Immanenz und Transzendenz richtig und was falsch ist. [...] Man muß nicht wissen, was er ist. Man muß wissen, wie er urteilt, um das eigene Leben auf die Liebe Gottes einstellen zu können.“ Luhmann, Niklas, Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt 2000, 168.

Transzendenz wäre hohl, wenn nicht geglaubt werden könnte, dass sie *semper maior* ist als alle Vorstellungen von ihr.

(20) Umgekehrt schützen die Kontingenzformeln die Systemvorgänge vor Inflation. Hätten die Konsumenten keine Bedürfnisse oder gäbe es unendlich viele Waren, wäre Wirtschaft überflüssig. Wären alle Kinder Genies und gäbe es gar nichts Wissensnotwendiges, würde sich Erziehung erübrigen. Auf die Religion angewandt: Wenn das Transzendente immer und überall zugegen wäre und die Gläubigen sich schon in seinem Besitz wähnen dürften, bedürfte es keiner Religion. Im System herrscht stets die Unterstellung, dass eine Kommunikation den Rest der Möglichkeiten verkleinert, dass man nicht noch einmal vor derselben Alternative stehen wird. Damit tritt man in eine systemtheoretische Schleife ein, welche die Selbstreferentialität des Systems stabilisiert: So wie die Ökonomie das System zur Knappheitsbewältigung ist und zugleich das System, welches Knappheit erst sichtbar macht, so ist Religion das System zur Beantwortung der Gottesfrage und zugleich das System, das die Gottesfrage stellt.

(21) Um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, hier würde eine christliche Dogmatik als Grundstruktur des Religiösen aufgebläht, soll in einem letzten Schritt anhand eines interreligiösen Strukturmodells überprüft werden, ob die Negationsvorgänge in der Code-theorie allgemeiner zutreffen. Hierfür wird die umfassende Arbeit von Hans-Peter Sturm²⁶ herangezogen, welche die Parallelen negativen Argumentierens im östlichen und westlichen Denken aufgewiesen hat. An diesem Modell soll das Code-Modell sozusagen von unabhängiger Seite bestätigt und plastischer entfaltet werden.

(22) Sturm arbeitet aus religiösen und philosophischen Basistexten (Ajñanika, Buddha, Nagarjuna, Chi Tsang, Shankara, Sīyri Harṣa, Parmenides, Platon, Aristoteles, Nikolaus von Kues, Schelling, Hegel, Kierkegaard, Heidegger) einen „Urteilsvierkant“ (catuskoti) negativer Urteile heraus, der in aller Verkürzung dargestellt sei: Er beginnt mit der reinen Identifikation, der Selbstidentifikation, der Tautologie (Ein Dreieck ist ein Dreieck). Eine bloße Bezeichnung von Seiendem besagt inhaltlich nichts und verweist auf ihr Gegenteil, die Kontradiktion (Ein Dreieck ist kein Elefant, es ist nichts, was nicht ein Dreieck wäre.) Eine bloße Definition oder Abgrenzung besagt inhaltlich nichts, sie dehnt nur den logischen Raum aus. Jede Prädikation einer „Istheit“ zieht eine „Nicht-Istheit“ nach sich. Wechselt man auf eine Metaebene, ergibt sich: Beide Urteile stehen

²⁶ Sturm, Hans-Peter, Weder Sein noch Nichtsein, Der Urteilsvierkant (catuskoti) und seine Korollarien im östlichen und westlichen Denken, Würzburg 1994.

in Negation zueinander und bilden zusammen einen Widerspruch, so dass man feststellen muss: Weder das Sein noch das Nichtsein ist wahr, sondern nur der Satz, dass beide nicht wahr sein und damit nichts abbilden können. Das entspräche dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Ließe man diesen Widerspruch zu, dann wäre alles möglich. Dies entspricht der oben gezeigten Paradoxie der materialen Implikation. Alle Entscheidbarkeit würde zusammenbrechen. Die Struktur endet aber nicht mit dem Widerspruchsverbot, sondern hebt es geradezu auf, indem sie zu einem Vierten drängt. Radikal weitergedacht kann man fragen: Von welcher Warte aus wird der Widerspruch negiert? Welche Logik erlaubt es, Unlogisches auszuschließen? Ist solche Logik nicht selber wieder eine dogmatische Setzung, eine Selbstbeschränkung von Denken? „Wäre das Wesen höchster Wirklichkeit charakterisiert durch Absenz von Seiendem und Nichtseiendem, wie könnte es Sprache, Denken, als diesem Bereich angehörig, valide an- und aussprechen?“²⁷ Mit dem vierten Urteil begibt sich die Betrachtung auf eine weitere Ebene, nämlich die der Kommunizierbarkeit. Hier geht es nicht um die Fortführung von logischen Operationen, nicht um Negation von Negationen von Negationen. Im Unterschied zu Sturms Auslegung weise ich darauf hin, dass der Vierkant nicht allein auf einen Aufweis einer letzten Leere aller Wirklichkeitsbehauptungen, also auf die Unsagbarkeit des letzten Grundes zielt, sondern auf die Kommunizierbarkeit von Behauptungen, d. h. die *Sagbarkeit* dieses Unaussagbaren. Wir wechseln spätestens mit der vierten Negation von der Onto-Logik des Denkens in eine Funktions-Logik von Sätzen.²⁸

(23) Der Urteilsvierkant umfasst demnach materialiter vier Aussagen und beim Ebenenwechsel drei Negationen:

1. die Ebene des Seins, die bedingten, gewordenen Dinge: „ist“
2. die Ebene des Nichts, die unbedingten, ewigen Dinge (= Leereheit der gewordenen Dinge): „ist nicht“
3. die Ebene des Seins von Nichts, also das Zugleich von Sein und Nichts, das ist der Widerspruch zwischen 1. und 2.: „ist und ist nicht“
4. die Ebene der Ununterschiedenheit, also der Affirmation von 3. Der Satz „ist und ist nicht“ ist wahr. Demnach gilt: „weder ist noch ist nicht“

²⁷ Sturm, H.P., Weder Sein noch Nichtsein 129.

²⁸ Dem entspricht die Mahnung Nagarjunas, seine Lehre nicht als Denkgesetze zu dogmatisieren, vielmehr sollen sie im Streit der Worte beruhigend wirken. Vgl. Nagarjuna: Mula-madhyamaka-karika 13.7f. zit. in: Sturm, H.P., Weder Sein noch Nichtsein 149, vgl. ebd. 156.

(24) Codetheoretisch gesprochen: Die ersten beiden Ebenen repräsentieren alle Beobachtungen erster Ordnung, auf der man Unterscheidungen trifft. Von der dritten Ebene aus beobachtet man diese Beobachtungen als zwei nebeneinander vorkommende, mögliche Beobachtungsweisen. Hier erst wird die Kontingenz sichtbar, in der sich 1. und 2. bewegen. Die vierte Ebene schließlich fragt, wie solche Beobachtung zweiter Ordnung möglich ist. Formal unterscheidet sie sich aber nicht von Ebene drei, denn auch sie ist eine Beobachtung *zweiter Ordnung*. Auf Ebene vier wird das Paradox der Selbstanwendung von Urteilen nur weiter entfaltet. Dabei wird deutlich, dass solche Entfaltung keine weitere transzendente Ebene ist, der man immer noch einmal eine apriorische Metaebene, eine Hyperontologie unterstellen kann, sondern dass die Beobachtung an ein Ende kommt.²⁹ Sie beendet die Urteilsproduktion, indem sie sie nicht wieder als ein Negierbares (Seiendes) oder Affirmierbares (Nichtseiendes) herausstellt. Die Beobachtung, dass weder Sein noch Nichts gelten kann, dass man die Negation von Sein und Nichts behaupten kann, darf nicht wieder eine logische Unterscheidung (wie in 1. und 2. und drittens im Vergleich von 1. und 2.) verwenden. Daher bleibt nur der Ausweg, den Zusammenfall der Unterscheidungen anzunehmen. Insofern bezieht sich 4. nicht mehr auf vollzogene Urteile, sondern bildet das Urteilen und Bedeuten selber ab.

5. Materiale Füllung der Form

(25) Anders als H.P. Sturm, der die Funktion von 4. darin sieht, von nun an Urteilsenthaltung (Schweigen, Stille, Ruhe, „Selbstzurücknahme der begrifflichen Reduktionen“³⁰) zu üben, zeigt die Philosophie- und Religionsgeschichte, dass sehr wohl und sehr viel über Ebene vier gesprochen wird. Gerade das Paradox des Namenlosen, aus dem sich alle Logik nährt, hat die Kommunikation angeregt. Auf Ebene drei wird die Alternativlosigkeit, sich für Affirmation oder Negation zu entscheiden und die Probleme ihrer

²⁹ „Damit der Weg nicht endlos beritten zu werden braucht, bedürfen wir sozusagen eines Zügels, der das den Begriffsgalopp zum Halten Bringende de-notiert.“ (Sturm, H.P., Weder Sein noch Nichtsein 129). Weniger bildhaft: Weil am Anfang die Differenz (von gedachtem Sein und denkendem Seienden, von Umwelt und System, von Referenz und Selbstreferenz) als operatives Prinzip steht, ist Beobachtung des Beobachtens selbst nur eine einfache Beobachtung. Vgl. Luhmann, Niklas, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt 1991, 13.

³⁰ Sturm, H.P., Weder Sein noch Nichtsein 185.

Gleichrangigkeit aufzuwerfen, formuliert. Es ist so, wie es ist. Auf Ebene vier erscheint diese Alternativlosigkeit wiederum als kontingente Alternative. Es muss nicht so sein, wie es ist. Sub specie aeternitatis werden die scheinbar ehernen logischen Gesetze und Ausschlüsse wieder anschlussfähig. Weder muss man sich auf die Affirmation der Gegensätze festlegen noch auf ihre Negation. Die vierte Ebene dient dazu, die Widerspruchsfähigkeit als solche zu sichern, weil sie davon entbindet, sich auf erstens „ist“ oder auf zweitens „ist nicht“ oder auf drittens das logische Gegeneinander von beiden festzulegen. Man kann also auch das logische Miteinander behaupten. Tertium datur. Wohlgemerkt, das Vierte behauptet nicht, dass „weder Sein noch Nichtsein“ wahr wäre, sondern dass auch dieser Satz negierbar und damit kommunikationsfähig bleibt. Deshalb mündet der Vierkant keineswegs in ein Absolutes im Sinne eines höchsten Begriffs oder Urteils. Das Vierte bildet die Einfalt aller Unterscheidungsmöglichkeiten, das Woraus aller Differenz. Sprachlich kann es demnach nicht wieder als eine Dialektik aus Negationen dargestellt werden.

(26) Diese Ebenen lassen sich fügenlos in das allgemeine Schema der Codierung von Kommunikation übersetzen. Der Ebene 1 entspräche der Bereich des Bestimmbaren, Ebene 2 der Bereich des Unbestimmbaren. Ebene 3 wird durch den senkrechten Strich | der Kontrarietät schematisiert. Ebene 4 liegt als Einheit der Differenz dieser Unterscheidungen beiden zugrunde und wird daher unter dem waagerechten Strich der Identität platziert.

Unbestimmbares | Bestimmbares
Bestimmen³¹

(27) Im Religionssystem werden die Bereiche – wie oben gezeigt – mit traditionellen Topoi besetzt: Die irdische, sichtbare Welt heißt Immanenz. Sie bietet sich für Affirmationen förmlich an. Die himmlische, angelische, unsichtbare Welt nannten wir Transzendenz. Sie ist von der Erde aus gesehen unbestimmbar, entzogen. Beide Welten zusammen bleiben strikt getrennt, denn der irdische Beobachter hat keinen direkten Zugang zu den invisibilia. Auf die andere Welt kann er nur schließen, indem er sich z. B. negativer Theologie bedient. Religion sorgt durch vielerlei Vorkehrungen dafür, dass die ersten beiden Ebenen nicht beliebig vermischt wer-

³¹ Als „unbestimmbar“ gelten auch Gegenstände, die keinerlei weiterer Bestimmung bedürfen, weil sie durch und durch intelligibel, immer schon begriffen sind. Als „bestimmbar“ gelten auch Gegenstände, die noch der näheren Bestimmung bedürfen. So könnte man auch formulieren: vollends Bestimmtes | noch Unbestimmtes
Bestimmendes.

den; Profanes und Sakrales werden kultisch und begrifflich getrennt gehalten. Reinheitsvorschriften (das Profane darf nicht in die Nähe des Sakralen) und Sakrilegverbote (das Sakrale darf nicht inmitten des Profanen verwendet werden) stehen daher am Anfang religiöser Handlungen.³² Das aktive Auseinanderhalten von Irdischem und Überirdischem entspräche der Ebene drei. Diese Ebene behandelt noch das Heilige. Erst Ebene 4 bezieht sich auf *den* Heiligen, die Quelle aller Heiligkeit:

Sakrales | Profanes
der Heilige.

(28) Betrachten die Gebote der Unterscheidung noch die Transzendenz als Abstraktion des Immanenten oder umgekehrt die Immanenz als Privation des Transendenten und definieren sie so das Kreuzen der Grenze von der einen in die andere Welt, so beobachtet der Heilige diese Gebote. Er wird als der Geber der Gebote verehrt und als Erschaffer beider Welten. Das christliche Credo beginnt mit dem Bekenntnis zum Schöpfer der visibilia und der invisibilia. Der Heilige steht sozusagen äquidistant zu den drei ersten Ebenen. Er affirmiert, er negiert und er erlaubt, Affirmation und Negation als Widerspruch zu behandeln. Will man nun von ihm sprechen, dann kann das nicht in der Weise der bisherigen Operationen geschehen. Der Heilige lässt sich nicht einfach affirmieren wie ein immanenter Mensch, ebenso wenig lässt er sich durch Negation des Immanenten beschreiben wie ein transzendenter Engel. Der Heilige lässt sich weder von der Immanenz noch von der Transzendenz aus beobachten. Er ist der blinde Fleck des Systems, das auf ihm ruht.³³ Denn Beobachtung heißt, dass eine

³² Ihm entspricht das zweite Gebot des Dekalogs „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen“ (Ex 20,7). Die Gebote bei der Abfassung des zweiten Dekalogs bestehen ausschließlich in der Trennung der weltlichen Zusammenhänge (andere Völker, Erträge, Wochen- und Jahreszeiten) vom Gott Zugehörigen (erwähltes Volk, Erstlinge, Sabbat und Feste). Vgl. Ex 34, 12–27.

³³ Gott ist der Name für eine von vornherein ausgeschlossene Möglichkeit des Beobachtens. In Gott ist es nicht notwendig, verschiedene Beobachter miteinander zu vernetzen, um die Relativität der Einzelperspektive zu relativieren. Alle endliche Erkenntnis weiß, dass sie endlich ist und unter Bedingungen stattfindet, die ihr nicht zugänglich sind, die aber von einer Außenperspektive aus beobachtbar sind. Die interne Verwendung von Erkenntnissen, die von außen gewonnen wurden, ist der von Luhmann immer wieder zitierte re-entry. Ein re-entry, der die Gesamtheit des Systems in sich selber wieder spiegelt, ist deshalb nicht möglich, weil das System auch den Systemzustand in sich repräsentieren müsste, der entsteht, wenn es sich selbst repräsentiert. Es kann nur beobachten, was es beobachtet, es kann nicht beobachten, dass es beobachtet. Beobachtung ist so gebaut, dass sie immer nur auf Kosten von Ausblendung sieht und blinde Flecken erzeugt. Der blinde Fleck bleibt

wenigstens zweiwertige Unterscheidung benutzt wird, auf der das Unterschiedene einseitig eingetragen wird. Der Heilige kann demnach weder von der Immanenz aus als transzendent prädiert werden noch von der Transzendenz aus (das wäre die Erkenntnis der Engel oder der erlösten Seelen) als das Gegenteil von Transzendenz, denn das wäre nur Immanenz. Vielmehr wird der Heilige in der Mitte zwischen die beiden Welten gesetzt.

(29) Einige religiöse Systeme lösen diese Frage nach der höchsten Autorität, indem sie das Göttliche auf halber Strecke wie etwas allgegenwärtiges Feinstoffliches oder ein pantheistisches Fluidum eintragen. Dies verlagert aber nur das Problem, weil unklar wird, wie sich das Göttliche vom Immanenten noch unterscheiden lässt. Tut es dies nicht, kann sich diese Religion allenfalls in verzaubernder Welterklärung ausdrücken und verschwimmt mit Kunst oder Medizin. Komplexe Religion reflektiert hingegen noch einmal den Grund der Unterscheidung, die zwischen Transzendenz und Immanenz getroffen worden ist. In der biblischen Metaphorik wird er einem unvordenklichen Entscheidungsakt des Schöpfers zugeschrieben, dem es gefiel, Himmel und Erde zu erschaffen, indem er Sichtbares (Licht) von Unsichtbarem (Finsternis), Hier (Unten) von Dort (Firmament), Instabil (Wasser) und Stabil (Land) etc. schied. Darin enthalten ist die Selbstunterscheidung Gottes von jedem dieser Gegensätze.³⁴ Im Schöpfungsbericht wird diese durch ein Sprachhandeln angezeigt „und Gott unterschied sprechend“. Das Wort wird nicht Welt, sondern unterscheidet die Welt. Der Heilige agiert also auf einer anderen Unterscheidungsebene. Von ihm aus gesehen/gesprochen entfalten sich die affirmierbare und die negierbare Welt gleichursprünglich. Damit wird die Dialektik, eine Position enthalte ihr Gegenteil, unterbrochen. *Die Differenz zwischen Transzendenz und Immanenz unterscheidet sich von der Differenz zwischen dem Heiligem und Transzendenz und Immanenz.*³⁵ Der Heilige ist – unrein gesprochen – Transzendenz von Transzendenz und Immanenz. Er beantwortet die Frage der Selbstimplikation: Ist die Unterscheidung

daher innersystemisch prinzipiell unsichtbar. Vgl. Hafner, Johann Ev., *De visione diaboli*. Beobachtung von Beobachtung bei Luhmann Niklas und Cusanus Nikolaus, in: Hafner, Johann Ev. u. a. (Hg.), *Nachdenken der Metaphysik* (FS Alois Halder), Augsburg 1998, 11–35.

³⁴ Vgl. Gen 1,3–10.

³⁵ Formallogisch: Jene ist symmetrisch konträr, diese ist asymmetrisch subsumptiv. Der Heilige umfasst beide Welten, nicht als Summe von Möglichkeiten und Wirklichkeiten, von Negationen und Positionen, sondern als Differenzierung von beiden. Die Kontingenzformel zeigt dem Gläubigen an, dass Gott zwar alles ist, nicht aber alles Gott ist.

dung in „transzendent und immanent“ transzendent oder immanent?

(30) Weil die Kontingenzformel den einzigen nichtnegierbaren Begriff im System bildet, ist vom Heiligen nicht in Begriffen zu sprechen. Er kann nur noch symbolisiert werden über Namen (Brahma, Nirvana, Jhwh, „Vater“) und Rituale ihrer Darstellung, die weder eine positive noch eine negative Aussage machen, sondern eine Unterscheidungsanweisung bezeichnen. Negative Theologie muss also darauf achten, ob sie von der ersten Transzendenz als der Negation des Immanenten handelt oder von der „zweiten Transzendenz“, die je nach Religion „Gott“ genannt wird. Im ersten Fall geht es um die Unterscheidung eines Gegenstandsbereiches gegen einen anderen. Dort treffen die Gesetze der Prädikaten-, Prädikations- und Aussagenlogik zu. Im zweiten Fall geht es um die Unterscheidung der Operation selbst, wo Gesetze der Aussagenbinarität- und der Codefunktionen gelten. Sie besagen, dass die Kontingenzformel nicht mit systeminternen Unterscheidungen erfasst und nur von außen beobachtet werden könnte. Nur außerreligiöse Rede (Ethnologie, Philosophie) spricht begrifflich vom Heiligen. Luhmann erkennt in der Gestalt des Teufels denjenigen wieder, der Gott beobachtet und dabei seine eigene Unterscheidung vornimmt. Für religiöse Rede bildet der Heilige kein Differenzierbares, das in eine Unterscheidung eingetragen werden könnte. Insofern wird er nie der Gegenstand von Negationen und auch nicht durch negative Theologie näherungsweise bestimmbar. Die Kontingenzformel lässt sich nur „positiv“ im Vollsinn des Wortes aussagen. Man muss sie *sagen*, den Namen rufen. Oder man lässt es bleiben. Viele Religionen verzichten auf die Annahme einer Kontingenzformel und sortieren nur Transzendentes (Energien, Numina). Wer es aber dennoch tut, tut es nicht im Modus der Unterscheidung, sondern im Modus der *Entscheidung*, dass die religiöse Unterscheidung in Transzendenz und Immanenz vom Heiligen als nichtkontingent, nicht immanent gesetzt ist.³⁶ Die Arbeit der negativen Theologie besteht darin, dafür zu sorgen, dass der Heilige als derjenige, der die Unterscheidung vornimmt, d. h. sich dazu entscheidet zu unterscheiden, von allem anderen unterschieden wird, ohne selbst Teil einer Unterscheidung zu werden. Das erste Gebot, das der Heilige erlässt, das Götzendienstverbot, kann als solche Unterscheidungsanweisung gelesen werden.

³⁶ Auch vom Sein und vom Nichtsein! Deshalb lässt er sich nicht von außerhalb unterscheiden, ob Gott existiert oder nicht. Innerhalb der Religion ist das bereits entschieden.

Magnus Striet: Kommentar zu Johann Ev. Hafner

Zu Johann E. Hafners Reflexionsgang zum Problemfeld negativer Theologie, der sich von systemtheoretischen Prämissen in die Pflicht nehmen lässt, möchte ich mich kurz fassen. Eine knappe Rückfrage möchte ich zunächst an seine Bemerkung zu Bernhard Welte stellen. Es mag ja sein, dass Weltes Denken zu stark an die lebensweltlichen Bereiche der Einzelnen gebunden sind. Ohne aber dass Religion sich überhaupt in diese hineinschreibe, in diesen ihre primäre Verankerung fände, gäbe es vermutlich keine religiöse Selbstbeschreibung von Menschen. Dies gilt auch dann noch, wenn vermeintlich individuelle Lebensentwürfe viel systemkonformer sind, als diese selbst wahrnehmen. Dies aber nur am Rande. Gerne will ich zustimmen, dass eine der Hauptaufgaben der Theologie in der Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz liegt. Wenn nun für Hafner zum einen auch die Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz sich einer bipolaren Logik verdankt, die ein jedes System bestimmt, er zum anderen deshalb den Begriff des Heiligen einführt, der, weil in ihm ein Nicht-Unterscheidbares gedacht ist, eine Wirklichkeit außerhalb des Systems ins Spiel bringt, die Entscheidung ist und die im Sinne des Götzendienstverbots auf Entscheidung drängt, so weiß ich nicht recht, ob sich nicht auch diese Logik als rein begriffliche und damit begriffssystemimmanente Logik rekonstruieren ließe. (30) Sprachphilosophisch durchreflektiert wiederholt dieses Argument eine aus einer anderen Problemkonstellation sich entwickelnde Überlegung, die Fichte im Zweiten Buch von *Die Bestimmung des Menschen* durchspielt. Auch der Begriff der Kontingenz ist zunächst nur ein Begriff. Sein Wirklichkeitsgehalt leuchtet nur auf dem Standpunkt der Freiheit ein, der aber ein praktischer ist. In dem Moment, da sich das Subjekt seiner radikalen Kontingenz reflexiv bewusst wird, sich in dieser Konsequenz aber nicht auf die mögliche Absurdität menschlichen Daseins versteift, sondern die menschliche Existenz mit Sinnoptionen noch jenseits der Postulate verbindet, die ihm aufgrund der Dialektik der Kritik der praktischen Vernunft auferlegt sind, öffnet es sich auf den Gottesgedanken. In der Instanz einer auf das Kontingenzproblem und die damit verbundene Einsicht in die antinomische Struktur freier Menschen sich erweiternden praktischen Vernunft erlangt der Gottesbegriff seine Bestimmtheit. Ob systemtheoretische Ansätze zu solchen Überlegungen gelangen, wage ich nicht zu beurteilen. Darf ich aber die Aufnahme systemtheoretischer

Überlegungen und ihrer Konfrontation mit dem Kontingenzbegriff durch Hafner als Warnung an die Theologie lesen, sich nicht von diesen fesseln zu lassen, nicht dem Codierungswillen zu erliegen, will ich ohne Umschweife zustimmen.

QUAESTIONES DISPUTATAE

Begründet von
KARL RAHNER UND HEINRICH SCHLIER

Herausgegeben von
PETER HÜNERMANN UND THOMAS SÖDING

226

NEGATIVE THEOLOGIE HEUTE?



Internationaler Marken- und Titelschutz: Editiones Herder, Basel

NEGATIVE THEOLOGIE HEUTE?

ZUM AKTUELLEN STELLENWERT EINER
UMSTRITTENEN TRADITION

MIT BEITRÄGEN VON
JOHANN EV. HAFNER, ALOIS HALBMAYR,
GREGOR MARIA HOFF, HILDEGUND KEUL,
WILLIBALD SANDLER, THOMAS SCHÄRTL
UND MAGNUS STRIET

HERAUSGEGEBEN VON
ALOIS HALBMAYR UND GREGOR MARIA HOFF

HERDER

FREIBURG · BASEL · WIEN